

Der Bergsturz [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 13

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz, deutsch von Werner Johann Guggenheim

14. Fortsetzung

„Nicht mehr unter den Steinen...“ Und er atmete wieder mit vollen Zügen gierig die Luft: „Ah! Das tut gut!“ Er wandte sich um, er sagte: „Es tut gut, aber mir ist schwindlig im Kopf.“

Mehr als eine Stunde ist er mit dem Pfarrer und dem Ammann im Hause geblieben.

Es war jetzt vor dem Gemeindehause, wo die Leute sich aufhielten. Es kamen nun auch schon manche aus Premier herzu, wo die Neuigkeit sehr rasch bekannt geworden war. Daher waren nun zu den vielen Frauen auch die Männer etwas zahlreicher geworden. Man fragte: „Was macht er jetzt?“ — „Man wird wohl manches von ihm wissen wollen.“

Als er dann herauskam, sagte er: „Ich muss zu meiner Frau zurück, ich habe sie noch kaum gesehen...“ Aber man sagte zu ihm: „Und wir?...“

Man sagte zu ihm:

„Deine Frau hat noch viel Zeit, dich zu sehen; wir sind nur schnell hergekommen und müssen bald wieder gehn...“

Es waren die Männer von Premier, die redeten. Sie hatten sich vor ihn hingestellt:

„Grüss Gott!“

Sie sagten:

„Bist du's auch? Wenn du es bist, so bist du recht viel schwächer geworden...“

Und es waren etliche dabei, die sich ängstlich wandten, nachdem sie ihn von der Nähe gesehen, oder sich auch hinter den anderen, die dort waren, verbargen und von weiter weg das Gesicht Antons betrachteten, seine Hände, seine Beine, was von seinem Körper noch übrig war, unter seinen viel zu weiten Kleidern (und er sah wirklich fast aus wie eine jener Vogelscheuchen, die man in die Gärten stellt). Sie betrachteten die beiden Löcher, die er statt der Wangen unter seinen Backenknochen hatte, seine rissigen Lippen, seine gelben, vorspringenden Zähne — und er war ganz wie ein Toter unter den Lebenden.

„Das ist nicht möglich!“

Sie mussten sich genau überzeugen dürfen, dass er da war, und es genügte ihnen nicht, ihn mit Augen zu sehen, auch mit Ohren und Händen mussten sie ihn wahrnehmen, deshalb bemühten sie sich, ihn zum Sprechen zu bringen, und tasteten mit ihren Händen seine Kleider ab. Dann sagten sie:

„Komm jetzt mit uns!“

Rebord hatte ihn unter dem einen Arm gefasst, Dionis unter dem andern.

Sie führten ihn dann zu Rebord. Sie sagten: „Wir wollen ein Glas miteinander trinken.“

Sie halfen ihm beim Ersteigen der Holzterrasse, und sie waren zahlreich und machten auf den Stufen einen grossen Lärm. Wenn die Treppe nur die vielen Leute aushält, schon kracht sie, und man fühlt auch, dass sie sich unter dem zu grossen Gewichte biegt. Aber nun treten sie ein, alle die wenigstens, die in der Wirtsstube Platz finden können. Die andern bleiben unter den Fenstern, und etliche sind in die umliegenden Häuser trinken gegangen.

Ihn hatte man an den hinteren Tisch gesetzt, so, dass ihm das Licht ins Gesicht fiel. Man sagte zu ihm: „Magst du etwas essen?“

„Man sagte zu Rebord: „Bring Käse und Dörrfleisch... Das mindestens bist du ihm schuldig...“

Man sagte zu Rebord: „Wo hast du deinen Schiesssprügel hingesteckt? Du alter Narr du. Hast du ihn auch gut versorgt? Gib acht, dass du uns nicht noch einmal eine schlimme Geschichte anrichtest...“

Sie sagten zu Anton: „Auf dein Wohl!“

Sie stellen ihr Glas ab und schauen ihn an. Während dieser Zeit steigen immerzu Neuankömmlinge die Treppe herauf, und bevor sie eintreten, betrachten sie Anton durch das Fenster, das weit offen stand.

Sie sagten meist nichts. Etliche gingen ohne viel Lärm die Treppe wieder hinunter. Andere dagegen konnten nicht an sich halten und riefen:

„Pont!“

Er hob den Kopf. Er wandte ihnen seine seltsamen, undeutlichen und unbestimmbaren Augen zu, die noch wie verletzt waren vom Tageslicht.

„Pont! Bist du's? Nicht zu glauben... Wo kommst du her?“

Man sagte zu ihm:

„Wie hast du denn das angestellt, um von dort unten heraufzukommen?“

Das Dorf war erfüllt von einem geräuschvollen Summen, wie ein aufgestöberter Bienenstock.

6.

„Wartet!“ sagte er. „Ich habe meine Gedanken noch nicht recht beisammen... Also, wo bin ich? Ja, ich bin unter dem Bergsturz begraben gewesen, ich komme aus der Erde hervor; und da seid ihr, und hier bin ich. Gut.“

„Zum Wohl!“

„Sie haben mich schon im Gemeindehaus gefragt... Aber ich weiss nichts mehr. Das kommt, das geht...“

„Zum Wohl, Anton!“

„Aber, wie ist das jetzt, ihr seid jetzt also bei der Ernte, ihr seid schon fast fertig mit Ernten, ihr solltet mir da zuerst etwas erklären, denn ihr hattet noch nicht einmal mit Heuen begonnen, damals, als... Jawohl, ihr hattet mit dem Heuen noch nicht angefangen. Ich erinnere mich... Und heute, was ist heut für ein Tag? Der wievielte? Ich habe schon meine Frau danach gefragt. Aber ich hab' es schon wieder vergessen. Was sagt ihr? Wie? Der siebzehnte August. Der siebzehnte August von welchem Jahr? Ich bin nämlich ganz aus der Zeit geraten, aus den Jahren, aus den Wochen, aus den Tagen...“

Man gab ihm Auskunft.

„Ja, nun sollte man das ausrechnen. Aber ich kann das nicht. Sagt Ihr mir,“ wandte er sich an Nendaz, „wieviel macht das?“

„Das macht sieben Wochen, und sogar etwas mehr als sieben Wochen. Es macht fast acht Wochen.“

„Das kann doch nicht sein.“

Er sass an seinem Tisch, umgeben von vielen Leuten, er hatte ein Glas vor sich. Und sobald der Zinnkrug leer war, wurde er wieder gefüllt.

„Man ist an den Tag nicht mehr gewöhnt... Man sah das Tageslicht nur dann und wann, weit über sich zwischen den Steinen, und immer in grosser Höhe. Einmal war es zu sehen, dann wieder nicht mehr. Denn der Berg war abgestürzt.“

Für Radio zu Merz BERN, Gartenstrasse 8
Telephon 2 62 93

Lied auf Bern

Seht, wie rings von Stein und Eisen
Wege in die Ferne weisen,
sonder Schranken, aufgeschlossen,
Wege zu den Eidgenossen.
Bern, dein Gürtel sprang entzwei
und du atmest frank und frei.

Auch empor ins Firnelicht,
Bern, erhebst du dein Gesicht,
dass der Berge Geist und Wille
deine Seele ganz erfülle,
sie erhebend in die Sphären,
wo die Götter sie bescheren.

Und wer hat dich so gebaut?
Männer, die ins Licht geschaut,
Männer, feind den Dunkelheiten,
Männer, Freunde heller Weiten,
Männer, Schöpfer breiter Gassen,
stark im Lieben, gross im Hassen.

Also wardst du, wie du bist:
Stern, den keiner je vergisst,
Bern du, wackern Volkes Haupt,
Kern du, der ans Gute glaubt!

WALTER DIETIKER

Luft kam herein. Wespen kamen herein und Bienen. Fliegen kamen herein. Es kamen Fliegen und Mücken der verschiedensten Art; einige waren blau oder grün; die schwarzen bildeten um die Köpfe einen Mull, ähnlich einem Schleier, in den man sich einhüllt, wenn man zu den Bienenstöcken geht, um den Honig zu holen. Er war mit seinem Kopf in einem solchen Mückenschwarm. Er wandte einem zwei tief in Höhlen liegende Augen zu, matt und verschattet, und wenn er einen anschaute, so war es, als träfen einen seine Augen, ohne einen zu sehen.

Leute kamen herein, gingen hinaus. Man sagte zu den Leuten: „Verhaltet euch ruhig!“ Aber er achtete auf niemand. Er folgte mit einwärts gewandtem Blick den Dingen, die an seinen Augen vorüberzogen, und es war ein Ding, dann ein anderes.

„Wartet, jetzt kommt es wieder... also der Berg, der ist abgestürzt...“

Er fragte:

„Hat man den Lärm bis hierher gehört, den Lärm von dem Berg, als er stürzte?“

„O ja, gewiss“, sagte Nendaz. „Aber man hat nicht sofort gewusst, was es war. Man hätte meinen können, es sei ein Gewitter, nur war das Wetter dafür zu schön.“

„So? Das Wetter war also schön?“

„Ja, gewiss! Sterne wie nie, und kein Wölkchen am Himmel. Alsdann ist man eben wieder schlafen gegangen... Nur ich allein, du kannst Justin fragen, ich habe mir gedacht, es könnte noch etwas anderes sein.“

„Ich“, sagte Anton, „ich habe nichts gehört. Der Lärm war wohl zu laut für die Ohren. Mich hat etwas anderes geweckt. Es war, als drückte jemand mit dem Knie auf

mich, und ich bin von der Mauer heruntergefallen, samt dem Brett und dem Strohsack. Das Brett, der Strohsack und ich, wir lagen alle drei auf der Erde...“

„Ruhig! Seid still!“ sagte man. „Hört zu! Schweig du auch.“

Der Mann mit dem gebrochenen Arm war hereingekommen.

„Bei mir“ fing der an, „bei mir war es ein Balken, den ich auf die Schulter gekriegt habe... Sie haben mir den Arm mit Brettchen eingeschient...“

Aber Anton fuhr fort, ohne innezuhalten:

„Der Berg war abgestürzt, der Berg ist auf mich heruntergestürzt, und ich bin auf der Erde liegende geblieben, ich habe mich nicht gerührt, denn ich wusste nicht, ob ich mich überhaupt noch bewegen konnte, und ich hatte auch keine Lust dazu. Wie lange Zeit das gedauert hat, wer vermag das zu sagen? Und dann war da noch jemand...“

Als hätte er jetzt plötzlich inwendig in sich jemand entdeckt:

„Bin ich angerufen worden?... Ja...“

Aber es scheint, als habe er den, von dem er sprach, schon wieder vergessen. Und wer ist es? Das wusste man nicht. Er redete weiter:

„Da kann man sehn, wie man ist“, sagte er. „Ich hatte keinen andern Gedanken, als mich nicht zu bewegen und nicht nachzusehen, versteht ihr, und ich fragte mich, ob ich noch meine Arme und Beine hätte. Ich hätte ja auch das Rückgrat gebrochen haben können, nicht wahr? Und das will man lieber nicht wissen. Er hat zu mir gesagt: ‚Wo bist du?‘ Ich habe gesagt: ‚Hier‘. Und das ist alles. Dann habe ich angefangen, ein ganz klein wenig die Fingerspitzen meiner rechten Hand zu bewegen, und dann die Hand, und dann den Arm bis zum Ellbogen, und dann den ganzen Arm...“

„Grüss Gott, Anton!“ sagte man.

Es waren noch zwei Männer von Premier gekommen; aber er:

„Ich habe gedacht: Also den einen Arm wenigstens habe ich, das ist gut, jetzt wollen wir einmal nach dem anderen schauen. Und mit meinem rechten Arm habe ich den linken untersucht...“

Man sagte: „Trinkst du nicht?“

Er sagte:

„Ich trinke, das tut gut. Und zugleich hebe ich den linken Arm, seht ihr, und das ist auch gut...“

Er lachte, und alle Leute lachten mit ihm.

„Aber nun waren da noch meine beiden Beine, und ich fragte mich die ganze Zeit: ‚Hat man mich gerufen?‘ Jedenfalls rief man jetzt nicht mehr. Ich habe dann gesehen, dass ich noch ein Knie hatte, und noch ein zweites, und alle beide waren in gutem Zustand, auch das merkte ich, denn ich bewegte meine Knie wie ein Kind, das man aus seinen Windeln ausgewickelt hat.“

Man redete ihn an, man stellte ihm Fragen, er hörte nicht zu.

Er folgte einwärts gewandt, seinen Erinnerungen, sie kamen ihm stückweise in den Sinn und ungeordnet; er folgte ihnen vorwärts und rückwärts.

„Endlich sah ich, und ich konnte sehen, dass mir nichts fehlte, ich hatte noch meine beiden Arme, beide Beine, einen Körper und meinen Kopf; aber nun, wisst ihr, als ich nun meinen Arm hob, denn ich konnte ihn ja noch heben; nun also, seht ihr: ich hebe ihn, und da hatte ich etwa zwei Handbreit über meinem Kopf eine Decke; das ist der Berg, der herabgestürzt ist, ein grosses Stück vom Berg, das eine schräge Fläche bildete. Und ich war darunter gefangen, ich war gefangen in diesem Winkel, und das heisst soviel wie lebendig begraben. Am dreiundzwanzigsten Juni, sagt ihr? Nun also, am dreiundzwanzigsten Juni, so gegen zwei Uhr morgens, stimmt es? Und das ist zwei Monate

her. Ich habe zuerst aus allen Kräften geschrien, als ob man mich hätte hören können...“

Er nahm sein Glas; und er sagte jetzt:

„Zum Wohl!... Zum Wohl auch dir, Plazid! Du bist also da, und du hast einen Arm gebrochen gehabt! So, so. Und die andern?“

Man hat ihm nicht geantwortet. Er dachte schon nicht mehr an seine Frage.

„Ja, seht ihr, man ist dumm in einem solchen Augenblick. Ich habe zuerst aus allen Kräften geschrien; aber dann habe ich gedacht: Ich muss mit der Luft haushalten. Und darum habe ich dann geschwiegen. Ich sagte mir, dass ich vielleicht nicht mehr für lange Luft genug bekommen könnte; ich machte darum meinen Atem so klein, als ich konnte, ich schloss den Mund, presste die Lippen zusammen, atmete nur noch mit der Nase und in ganz kleinen Zügen, so...“

Und er kniff sich zum Zeigen mit den Fingern die Nasenflügel zusammen:

„Denn ihr könnt euch ja denken, was das gewesen wäre, wenn auch die Luft gefehlt hätte, nicht nur der Raum und das Licht, sondern die Luft...“

„Und das Brot?“ fragte man.

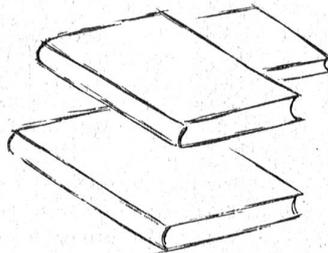
Er sagte: „Wartet.“

„Und das Wasser?“

Aber er:

„Ihr seid zu ungeduldig. Die Luft ist das erste und am Anfang, oder nicht? Die Luft ist noch wichtiger als Brot und Wasser. Und darum war ich zufrieden, als ich merkte, dass mir die Luft wenigstens nicht fehlen würde, denn die Steinblöcke, die in grosser Höhe übereinander geschichtet lagen, hatten Leerräume zwischen sich, viele Spalten, durch welche die Luft hereindrang.“ (Fortsetzung folgt)

NEUE BÜCHER



Hans Cornioley, „Von dem Fischer und seiner Frau“. Ein Grimm-Märchen in Versen. Brosch. Fr. 1.70. Klassenpreis beim Bezug von 10 Expl. an Fr. 1.35. A. Francke AG. Verlag, Bern.

Eines der schönsten und tiefstsinngigsten Volksmärchen ist hier für die Jugend bearbeitet und wird in Dialogform in leichtflüssigen Versen geboten. Der einfache, aber menschlich packende Sinn der unersättlichen Ehrsucht und Habgier der Fischersfrau Ilsebil, die König, Kaiser und Papst wird und sich zuletzt sogar Gott gleichstellen will, kommt in der Gestaltung Cornioleys sehr sinnfällig und eindringlich zur Wirkung. Die Sprache ist von gefälligem Ebenmass, und der märchenhaft schnelle Aufstieg der Fischersleute aus der Armut zu Glanz und Macht wird in anschaulichen Schilderungen ausgemalt.

Die vorliegende Fassung ist für das Vorlesen in der Schule bestimmt, ebenso für das freie Vortragen mit verteilten Rollen, oder endlich auch für eine Bühnenmässige Darstellung, wobei durch die Rolle des Erzählers, der die äusseren Vorgänge und szenischen Verwandlungen mit Worten schildert, eine komplizierte Bühneneinrichtung erspart wird. Der Nachdruck liegt also ganz auf dem gesprochenen Wort, wie es für die sprachliche Erziehung der Jugend besonders wichtig ist. Für Schlussfeiern, Elternnachmittage, Extrastunden und ähnliche Gelegenheiten bietet das Märchenspiel einen sehr zweckmässigen und anregenden Vortragsstoff.

Rosa Schudel-Benz: „Die Sandale der Kleopatra.“ Zürich Nr. 208. Preis 70 Rp.

Unter diesem etwas absonderlichen Titel, der uns die Welt des vorrömischen Aegypten vor die inneren Augen zaubert, vereinigt das Februarheft der „Guten Schriften“ zwei Novellen zum ehrenden Gedenken an die Historikerin und Schriftstellerin Rosa Schudel-Benz, die im vergangenen November mitten aus einem reichen und reifen Schaffen heraus verstorben ist.

Die Titelgeschichte führt uns freilich nicht nach Kairo, sondern nach dem lebensprühenden Paris zur Zeit Napoleons III. und der schönen Kaiserin Eugénie, und sie berichtet, wie dank einer „Sandale“ der junge Zürcher Bibliothekar Beat Däniker zu einem Pöschchen und zu einem reizenden Schätzchen kommt.

Die Soldatin ist Gegenstand der zweiten

Novelle: Der Urlauber. Magdalene Bleuler, Fähnrich im Regiment Salis zur Zeit des Sonnenkönigs, wurde durch den Meineid ihres Bräutigams einst in französische Dienste getrieben. Sie hält sich gut im Felde und erhält drei Monate Heimaturlaub. Aber siehe da, anlässlich der „Flottenmanöver“ auf dem untern Zürichsee wird der Zivilstand des schmucken Fähnrichs aufgedeckt, und die Autorin weiss uns gar launig zu berichten, wie der stramme Kanonier Hottinger die Geliebte seiner Jugend vor dem strengen Kriegsrate deckt und als Eheweib heimführt.

In beiden Novellen hat die Verstorbene sich selbst konterfeit. Auch ihr eigener Weg zur Selbständigkeit war dornenvoll, man hatte der Studentin und später der Erzieherin und Schulleiterin Dr. Rosa Schudel-Benz den Aufstieg nicht leicht gemacht. In der „Sandale der Kleopatra“ haben die „Guten Schriften“ ihrer treuen Mitarbeiterin ein sinniges Denkmal gesetzt.

Hedy und Oskar Fr. Schmalz: „Schwyzerland, grüess Gott.“ 20 Volks- und Jodellieder, ein- und zweistimmig, mit Klavierbegleitung. Verlegt vom Schweiz. volkstümlichen Verlag (SVB.) in Bern; Auslieferung im Verlag Müller & Schade in Bern.

Die volkstümliche Musik und Dichtung ist in diesen sorgenschweren Zeiten ein Kraftquell von besonderem Wert. Das Volks- und Jodellied lenkt das Fühlen und Denken in der Richtung der heimatlichen Gemeinschaft. Es erfüllt eine vaterländische Aufgabe. Das reiche Schaffen des Ehepaares Oskar Fr. und Hedy Schmalz in Konolfingen ist mit dem Landschaftserlebnis tief verbunden; seine Lieder preisen das Schweizer- und Bernerland, den Thunersee, das Emmental, das Volk von Trub und Konolfingen.

Die als Duette geschriebenen Lieder können auch einstimmig gesungen werden; ihre Melodie geht dem Ohr gefällig und nachklingend ein. Die bequeme Mittellage ebnet den Liedern den Weg ins Volk. Franz Gehri hat dem Umschlag mit einem Säer und einem jodelnden Mädchen einen sinnigen Schmuck geschaffen. Markante Zeichnungen von Adolf Schmalz illustrieren die Lieder im Geiste der Musik und Dichtung. Die Offizin K. Läderach & Co. in Bern, hat mit diesem gediegenen Heft bewiesen, dass auch in der Schweiz ein fachgerechter Notensatz möglich ist.

Lorly Jenny: „Kinder und Hühner in Flandern.“ Rascher-Verlag in Zürich.

Das reizend illustrierte Buch berichtet von vier lustigen Schweizerkindern, die in Belgien in ländlicher Umgebung aufwachsen und mit ihren Freunden, den Hühnern, Freud und Leid teilen. Der Wald und die Heide bedeuten den Kindern mehr als die Stadt und die grosse Familie ist ein starkes Band, das alle verbindet. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel bricht der Krieg mit allen seinen Schrecken über das Waldhaus herein. Die Familie muss fliehen und erst mit der Ankunft in der Schweiz sind die Aufregungen der Flucht vorbei.

Psychologisch gut erfasst und unterhaltend geschrieben, hat die Verfasserin hier der Jugend eine Erzählung zugebracht, die allen Kindern und auch den Erwachsenen so mancherlei zu denken gibt und uns dankbar stimmt, dass wir bis heute vom Krieg verschont blieben.

Ein Bericht. **Heinrich Treichler-Pétua. „Jürg.“**

Zu den besonders nennenswerten schweizerischen Romanen und Erzählungen, die sich mutig mitten in unsere Gegenwart hineinsetzen, aus ihr die wesentlichen Nähr- und Gärstoffe holen und jene so nötige Helle verbreiten, die nur der Dreifund zwischen einsichtig wägendem Verstand, gütigem Herzen und gestalterischem Willen auszustrahlen vermag, gesellt sich das Buch „Jürg“ von Heinrich Treichler-Pétua. Es ist die Geschichte — „Bericht“ nennt sie der Verfasser — eines Bauernsohnes, der gegen Wunsch und Willen der Eltern in der Stadt vorwärts kommen möchte. Wie gut ist es, dass der Autor die Gegensätze zwischen Jung Alt, die ewig durch alle Geschlechterfolgen auftauchenden Spannungen zwischen Vätern und Söhnen, so wissend klar, und trotzdem so leidenschaftlich miterlebend zu schildern weiss.

(Heinrich Treichler-Pétua/Jürg, ist erschienen im Morgarten-Verlag in Zürich und kostet gebunden Fr. 13.—)

Erica von Schulthess „Wirkliches und Wunderbares.“ Geschichten um Andersen.

In einer überraschenden, seltsam suggestiven Art wird in diesem Buch die eigenartige Figur des Märchendichters Hans Christian Andersen und sein Werk gezeichnet.

Also eine „Biographie romance“? Nein, — etwas ganz anderes! Wohl sind die Geschichten der gelebten Wirklichkeit des sonderbaren Menschen Andersen und dem einzigartigen Zauber seiner Märchen verpflichtet.

In den Erzählungen von Erica von Schulthess wird die Gestalt und Werk des dänischen Dichters in einer neuen und überraschenden Schönheit sichtbar.

Man lese diese Geschichten und lasse sich von ihrem Zauber gefangen nehmen.

(Erica von Schulthess/Wirkliches und Wunderbares. Geschichten um Andersen, ist erschienen im Morgarten-Verlag in Zürich und kostet gebunden Fr. 8.80).